

Sie haben ihn nicht haben wollen . . .

Ein Besuch bei der Tochter Richard Beer-Hofmanns, der das „Schlaflied für Mirjam“ gewidmet ist

Es ist ein schwüler Sommertag. Von den Hügeln des Morningsideparks überblickt man die roten Häuserzeilen von South Harlem: einstmals gepflegte Bürgerhäuser, umgeben von den Ruinen ausgebrannter Appartementgebäude.

„Schlaf, es sind soviel Sonnen noch dein.“ – An diese Gedichtzeile muß ich denken im Aufzug des Gebäudes 412 Cathedral Parkway, dem Park schräg gegenüber gelegen. Richard Beer-Hofmann, der Dichter des Wiener Fin-de-siècle, war mit dem Schlaflied für Mirjam damals, vor 85 Jahren, fast über Nacht bekannt geworden. Keine Gedichtanthologie bis heute, in der das Schlaflied fehlen darf. Und Hugo von Hofmannsthal widmete Mirjams Geburt seine „Verse auf ein kleines Kind“.

Eine kleine Frau in rot-weiß kariertem Baumwollkleid öffnet die Tür Nr. 92. Dezentere Lippenstift, Dauerwelle, die von einem fast bnahtbaren Haarnetz gehalten wird: sie wirkt jung. Energisch, bestimmt, dreht sie sich nach der kurzen Begrüßung um und geht den langen, dunklen Flur entlang. Die Galerie der Ahnen wird sichtbar, Berta und Alois Hofmann, Richard Beer-Hofmanns Pflegeeltern, assimilierte mährische Juden. Ihre bürgerliche Lebensform hat der Porträtist in Gesichtsausdruck und Kleidung festgehalten. In der kleinen Textilfabrik in Brünn war Richard Beer-Hofmann aufgewachsen.

Aufrecht, die Ellenbogen leicht nach außen gewinkelt, geht die alte Dame voran, alle Bewegung des Körpers wird von den Schultern aus dirigiert. Mein neugierig verstohlener Blick nimmt rechts die kleine, nicht modernisierte, einfache Küche wahr. Der alte Spülstein und die weißgestrichelten Holzmöbel zeigen noch immer die Modernität der zwanziger Jahre.

Wir sind angekommen. „Und dies war das Zimmer, in dem Vater gelebt hat – und dies sein Arbeitszimmer.“ Nichts hat sich in den beiden Räumen in den vergangenen vierzig

Jahren verändert, seit Richard Beer-Hofmann dort eingezogen war. „Dort sit on me!“, steht auf einer Tafel aus Pappkarton, die auf einem alten Stuhl liegt. Die Polsterung ist allzu durchgeessen. Es sind die alten Möbel aus dem Haus Hasenauerstraße 39 im 18. Bezirk, dem Cottageviertel. Im Arbeitszimmer, gegenüber dem Stehpult, hängt ein Ölgemälde von Hofmannsthal's Schwager, dem Maler Hans Schlessinger. Das Bild in Farbe und Technik an die Malweise der französischen Impressionisten erinnernd, zeigt Paula Beer-Hofmann, die Mutter.

Die besten Möbelstücke, so erzählt Mirjam Beer-Hofmann später, mußten nach der Emigration verkauft werden. Ein Freund, selbst jüdischer Emigrant, hatte mit dem Inventar ein Antiquitätengeschäft eröffnet. „Dort sieht es aus wie bei Beer-Hofmanns“, hieß es unter den Wiener Emigranten, die noch die Hasenauerstraße kannten.

Wir sitzen an dem hohen Eßtisch im Wohnzimmer. „Haben Sie Fragen? Stellen Sie einfach Ihre Fragen.“ Eine energische Handbewegung wischt dabei all das vom Tisch, was an Höflichkeitsformen und Artigkeiten vorher angestanden wäre. Ein wenig scheint die alte Dame aufgeregt, doch führt sie völlig souverän das Gespräch. Sie wird lebhafter, wenn sie auf die Kindheit im Wien nach der Jahrhundertwende zu sprechen kommt. Fast verschnitzelt erzählt sie vom gemeinsamen Spiel im Garten mit den Kindern Hofmannsthal's. Nur daß die Hofmannsthal-Kinder kein Verhältnis zu Tieren hatten, während sie doch so gerne mit Igeln spielte. Rudolf Kassner ist zu Besuch. Er redete sehr viel und sehr bestimmt. Als er weg ist, kriecht Gabriel, der jüngere Bruder, unter dem Tisch hervor. „Der Kassner weiß alles!“ Niemand wußte, daß Gabriel unter dem Tisch war. Im Erzählen fällt Mirjam in den Wiener Dialekt, und während sich das Gespräch um Peter Altenberg, Karl Kraus oder Schnitzler dreht, während sie Buttergebäck und starken, nicht amerikani-

schon Kaffee reicht, vergißt man beinahe, daß sich dies alles an einem Julitag des Jahres 1982 an der Upper-West-Side Manhattans abspielt, wäre da nicht der Blick aus dem Fenster über Morningside und die Ruinen von Süd-Harlem.

Ob sie nie daran gedacht habe, nach Wien zurückzugehen, frage ich. Nein, antwortet sie kurz. „Sie haben ihn nicht haben wollen, was

hätte ich dort noch zu suchen.“ Die Besuche im Wien der Nachkriegszeit seien alle schrecklich gewesen.

Auf der Flucht vor den Nazis, 1939, war die Mutter gestorben. Die Fahrt von Wien nach Zürich war über die Kräfte der schon schwer kranken Frau gegangen. Richard Beer-Hofmann fährt bereits zwei Wochen nach ihrem Tod weiter nach New York, in ein Land, des-



RICHARD BEER-HOFMANN

Photo: Archiv

sen Sprache er nicht spricht, ohne Geld, angewiesen auf die Unterstützung guter Freunde. Mirjam, die gleich nach der Ankunft des Vaters aus England nachgekommen war, spricht nicht darüber – aus Briefen geht jedoch hervor, wie aufreibend die Sorge um den täglichen Lebensunterhalt gewesen sein muß. All dies hätte sie zu besorgen.

Bis zu seinem Tod hatte sie den Vater nicht mehr allein gelassen. „Blinde – so geht wir und gehen allein – keiner kann keinem Gefährte hier sein“, hatte der Vater bei ihrer Geburt gedichtet. Die Verpflichtung diesen, ihren Versen gegenüber ließen sie zu leben nahen Gefährtin des Vaters werden – unter den Erfahrungen der Nazizeit heißt dies mehr als das Schicksal, Tochter eines berühmten Vaters zu sein.

Seit seinem Tod, 1945, lebt sie für den Nachlaß, unermüdlich um die Ordnung der Manuskripte und Entwürfe, der Bücher und Briefe besorgt. Die große biblische Trilogie „Die Historie vom König David“ ist nie fertig geworden. Umfangreiche Manuskripte blieben Fragment. Mirjam kennt alles.

Es ist Zufall, daß im deutschen Sprachraum der Name Richard Beer-Hofmann kaum etwas bedeutet? Ein jüdisches Ehepaar in Cincinnati, Ohio, das die deutschen Konzentrationslager überlebte, erinnert sich: Mit der Dichtung Beer-Hofmanns, seiner nichtzionistischen Rückbesinnung auf die jüdische Tradition, verbanden wir die Hoffnung, in deutscher Sprache eine jüdische Identität zu finden, auch als man uns in Deutschland nicht mehr leben ließ. Die Werke von Beer-Hofmann, Max Brod, Jakob Wassermann stapeln sich heute in amerikanischen Antiquariaten. Die Kinder ihrer ehemaligen Besitzer lesen nicht mehr deutsch.

„Was ich gewonnen, gräbt mit mir man ein“, hatte Beer-Hofmann seiner Tochter gedichtet. Im Gespräch mit der Fünfundachtzigjährigen wird die Zeile zur traurigen Wahrheit, deren anachronistische Paradoxie jedoch darin gründet, daß das Erbe in der Enklave am Morningsidepark immer noch lebt. Wir hatten mehr als vier Stunden geredet. Sie zeigte kaum Zeichen von Ermüdung. Nur – ihre Geschichte blieb hinter den Erzählungen vom Vater merkwürdig zurück. Es ist ein Leben für den Vater. Sie will noch ihre Koffer packen. Als Wienerin verbringt sie den Sommer auf dem Land. Es ist nicht mehr Bad Ischl oder Altaussee, sondern ein Erholungsgebiet im Staate New York.